

**„Teils ausgelacht, teils den sentimentalen Leserkreisen
überlassen“
Zur Hermann Hesse-Rezeption in Deutschland**

Volker Michels

Vortrag in Calw – Juli 2003

„Teils ausgelacht, teils den sentimentalen Leserkreisen überlassen“, das, meine Damen und Herren, ist die bittere Bilanz, die Hermann Hesse ein Jahr nachdem ihm der Nobelpreis verliehen wurde, in einem Brief an den Schriftsteller Albrecht Goes über das Echo ziehen mußte, das sein Lebenswerk zu seinen Lebzeiten in den deutschen Medien und in Hochschulkreisen fand. Und weil sich daran bis heute kaum etwas geändert hat, ist es wohl wert, dieses merkwürdige Phänomen ein wenig zu untersuchen. Denn weit über den Spezialfall Hermann Hesse hinaus, ist es symptomatisch für die Reaktion unseres Kulturbetriebes auf Autoren, die gegen den Strom des Zeitgeistes schwimmen, sich also gegenüber den jeweils angesagten Moden und Anpassungszwängen, nicht affirmativ verhalten. Doch Gottseidank gilt auch für künstlerische Leistungen das physikalische Gesetz von der Erhaltung der Energie, derzufolge Energie nicht verlorengehen kann und umso größer ist, je erheblicher die Widerstände sind, die sie zu überwinden vermag. Wie sonst hätte Hermann Hesses Werk trotz des beharrlichen Totschweigens derer, die sich im deutschen Sprachgebiet für sachverständig halten, hierzulande dennoch eine Gesamtauflage von 25 Millionen Exemplaren erreichen können, was immerhin einem knappen Viertel der weltweiten Verbreitung seiner Bücher entspricht.

Nun wird mancher vielleicht einwenden, es habe doch anlässlich des Nobelpreises 1946, seines Todes 1962, der runden Geburtstage wie dem 100. im Jahr 1977 und erst recht letztes Jahr, anlässlich des 125. hierzulande wahrhaftig nicht an Rummel um diesen Schriftsteller bis hinein in die Regenbogenpresse gefehlt und auch sein Heimatstädtchen habe sich diesmal nicht lumpen lassen, um mit dem Etikett Hermann Hesse, alles Erdenkliche zur Hebung des Fremdenverkehrs beizutragen und zum Wohl der Veranstalter mit ihren mehr oder weniger sinnvollen Darbietungen. Das ist schon richtig. Aber die wirklich inhaltlichen Auseinandersetzungen mit Hesses Werk, mit seiner kulturpolitischen Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft, waren in der deutschen Presse doch an den Fingern abzuzählen, ganz zu schweigen von der Überprüfung seiner Bewertung in der einheimischen Literaturlandschaft des 20. Jahrhunderts, wo ihm neben Kafka, Rilke, Brecht, Benn, Thomas Mann, Döblin, Musil, Böll oder Grass nach wie vor eher der letzte Platz zugewiesen wird. Statt sich angesichts seiner für einen deutschen Dichter einzigartig grenzüberschreitenden Wirkungsgeschichte zu fragen, wie stichhaltig unsere Literaturgeschichten noch sind, mit ihren von Generation zu Generation immer wieder voneinander abgeschriebenen Gerüchten vom weltfremden Innerlichkeitsapostel, vom unpolitischen Nabelbeschauer, vom spätromantischen Realitätsflüchtling und wie sie alle heißen. Noch nie war diese längst fällige Revision so einfach wie heute, dank der leichten Verfügbarkeit seiner Schriften (zu Hesses Lebzeiten gab es sie ja noch nicht in Taschenbü-

chern) und der zahlreichen Nachlaßeditionen nach seinem Tode. Noch nie, meine Damen und Herren, war auch das inhaltliche Fundament seiner Werke, das sich seit Hesses Lebzeiten mehr als verdoppelt hat, dermaßen komplett zugänglich, und noch immer schweigen die doch sonst nicht auf den Mund gefallenen Meinungsmacher und wollen eine Kurskorrektur nicht riskieren. Wenn überhaupt, dann sind es Künstlerkollegen, die zuweilen ein mutiges Wort wagen, wie zum Beispiel der Schweizer Schriftsteller Hermann Burger, der schon vor 25 Jahren erkannt hatte: „Der Dichter aus Montagnola ist eine Weltmacht“, womit er auf die soziologischen Auswirkungen der Hesse-Renaissance hinwies, wie z.B. die Förderung des ökologischen Bewußtseins, die Ächtung der Gewalt, auf die anti-autoritären Bewegungen, die Reformpädagogik, die Überwindung des Eurozentrismus, die Annäherung der Kulturen z.B. in den religionenübergreifenden Verständigungsbemühungen der Weltethos-Bestrebungen von Hans Küng, alles Impulse aus Hesses millionenfach gelesenen Büchern, die sonst wohl kaum jene Akzeptanz gefunden hätten, die ihnen heute zukommt. Außerliterarische Wirkungen, gewiß - werden die Philologen sagen, Wirkungen, welche einen Literaturwissenschaftler nicht zu interessieren braucht. Zum Nachteil der Germanistik, meine ich, denn sind es nicht Scheuklappen, die einmal mehr bestätigen, was Hesse bereits 1912 am Beispiel von Jean Paul, Johann Peter Hebel und Eduard Mörike formuliert hat: „Das Destillieren der Klassiker hat das lesende Volk besorgt, nicht die Wissenschaft, und auf vielen Gebieten ist diese hinter dem Volk noch um viele Schritte Wegs zurück.“ In der Tat ist es so, daß Hermann Hesse und sein Werk längst von der Bildfläche verschwunden wären, wenn er auf die Zuwendung angewiesen sein würde, die er hierzulande bei den professionellen Sachwaltern findet. Nicht unseren Fachleuten unter den Akademikern, sondern Ihnen, meine Damen und Herren, den unvoreingenommenen Lesern, ist es zu verdanken, daß seine Bücher solch eine Breitenwirkung erzielen.

Woher kommt diese Haltung der Fach- und ihrer Gefolgsleute in der Presse? Wie läßt sie sich erklären? Lassen Sie mich versuchen, einige Antworten auf diese Frage zu finden, zunächst mit einem kurzen historischen Rückblick.

Die ersten 15 Jahre seines Schaffens lebte Hesse alles in allem noch in leidlichem Frieden mit dem deutschen Kulturbetrieb. Die Mehrzahl der Kritiker und Literaturhistoriker war damals entzückt vom *Peter Camenzind*, den frühen Gedichten, den heimatverbundenen Erzählungen der Sammelbände *Diesseits*, *Nachbarn*, und *Umwegen*, den melancholischen Romanen *Gertrud*, und *Roßhalde*, den anschaulichen Reiseberichten *Aus Indien*. Nur wenn er gesellschaftskritische Töne anschlug wie in seiner Schülertragödie *Unterm Rad* wurden sie ungemütlicher. Da hagelte es erstmals Verisse und empörte Leserbriefe, wie die Zuschrift eines Lehrers: „Schopenhauer und Nietzsche sind ja Muster an Grobianen, aber gegen Sie sind sie Waisenknaben.“ – Doch auch dies hielt sich durch den Vergleich mit zwei hochkarätigen Philosophen immerhin in respektvollen Grenzen. Nicht gern, und anfangs noch unpolemisch, tolerierte man sogar Hesses Mitarbeit in der satirischen Zeitschrift *Simplicissimus*, sein Engagement als Mitherausgeber, der gegen das selbstherrliche Regime des letzten deutschen Kaisers gerichteten europäischen und antipreußischen Zeitschrift *März*. Doch mit dem Weltkrieg, als Hesse erstmals in die Mühle geriet zwischen Vaterlandsliebe und Vernunft, veränderte sich das Klima nachhaltig. Sein Aufruf „0 Freunde, nicht diese Töne“ vom Oktober 1914 und mehr noch ein Jahr später seine Äußerung: „Es ist mir nicht gelungen, mich dem Kriege literarisch anzupassen. Es

ist meine Hoffnung, Deutschland möge weiterhin der Welt nicht bloß mit den Waffen imponieren, sondern mit den Künsten des Friedens und mit der Betätigung einer über-nationalen Humanität" brachte die systemkonforme Presse in Rage. Daß Hesse sich im August 1914 aus Solidarität mit seinen zum Kriegsdienst mobilisierten Kollegen und Freunden in Deutschland freiwillig gestellt, aber wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht rekrutiert wurde, daß er stattdessen im Sommer 1915 in Bern eine Zentrale für Deutsche Kriegsgefangenenfürsorge gegründet hatte, von wo aus er bis 1919 Hunderttausende von Internierten betreute, wollte plötzlich niemand mehr wissen. Als Drückeberger, vaterlandsloser Gesell und Nestbeschmutzer war er von nun an in den Medien seiner Heimat geächtet. Und das hielt noch jahrzehntelang vor, zumal er sich schon 1912 ins Ausland abgesetzt hatte, und nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte, es sei denn bis 1929 zu gelegentlichen Lesereisen und ein letztes Mal 1936 zu einer kurzen Konsultation bei seinem Augenarzt in Bad Eilsen.

Ausgerechnet er, der für viele seiner Landsleute als legitimer Nachfahre bester deutscher Traditionen galt, der als Erneuerer des klassischen Idealismus die blaue Blume der Romantik wieder zum Erblühen gebracht und ihr zu zeitgemäßer Leuchtkraft verholfen hatte, dem es wie keinem anderen geglückt war, das Alemannische ins Überregionale auszuweiten und dem Thomas Mann bescheinigen sollte: „Deutscheres gibt es nicht als diesen Dichter und das Werk seines Lebens – nichts das deutscher wäre in dem alten, frohen, freien und geistigen Sinn, dem der deutsche Name seinen besten Ruhm, dem er die Sympathie der Menschheit verdankt" – also ausgerechnet dieser Inbegriff vaterländischen Selbstwertgefühles hatte als erster, und noch dazu freiwillig, dem militanten Deutschland des 20. Jahrhunderts den Rücken gekehrt. Das war eine narzißtische Verletzung der nationalen Eitelkeit, die man ihm künftig nie mehr verzeihen konnte. Dabei hatte Hesse sein Vaterland ja nur physisch verlassen, weil es einen politischen Kurs einschlug, der es ihm unmöglich machte, sich damit zu identifizieren. Als Schriftsteller jedoch ist er seiner Heimat treuer geblieben als alle, die sich das Deutschtum programmatisch auf ihre Fahne schrieben. Indem er das Deutsche ins Kosmopolitische, das Lokale in eine geistige Heimat verwandelte, die deutsch ist wie keine andere, und an der doch alle Nationen partizipieren können, ja, in der sie sich wiederfinden, wie in ihrer eigenen. Nicht von ungefähr ist Hesse mittlerweile der meistübersetzte deutschsprachige Autor. In sechzig verschiedenen Sprachen liegen seine Werke vor. Nur die Märchen der Brüder Grimm haben eine größere Verbreitung gefunden, wie die Statistik der UNESCO ausweist.

Also nicht Hesse hat Deutschland im Stich gelassen, sondern umgekehrt wird ein Schuh daraus. Hätte sein Vaterland das weltoffene Deutschtum, das Hesse verkörperte, nicht verspielt, dann wäre es ihm wohl kaum so leicht gefallen, in die Schweiz zu übersiedeln. Von nun an also sollte der Vorwurf des auslandsdeutschen Vaterlandsverrätters ihm anhaften als ein Stigma, das, wie jede negative Etikettierung, nicht mehr zu tilgen ist, sobald sie einmal ausgesprochen und von den Medien oft genug kolportiert wurde. Denn sie erleichtert den Mitläufern das Leben. Man hat nun eine Formel, die es der ja eher trägen Mehrheit erspart, sich überhaupt mit dem Fall zu befassen. In einem obrigkeitshörigen Staat wie Deutschland mußte das Folgen haben. Weil hierzulande die einflußreichsten Kulturträger, obenan die Lehrer und Universitätsprofessoren Beamte und somit Gehaltsempfänger der jeweiligen deutschen Regierungen sind, konnten sie ja kein Interesse daran haben, durch die Beschäftigung mit

einem Autor ins Gerede zu kommen, ja sich sich zu gefährden, der den systemkonformen Kurs nicht teilte.

So wurde Hesse, anders als seine politisch elastischeren Autoren-Kollegen, die mit der jeweiligen Staatsräson zu fraternisieren verstanden, zunehmend ausgegrenzt und kulturpolitisch unterschlagen. Im Gegensatz zur akademischen Beschäftigung mit Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Richard Dehmel, Hugo von Hofmannsthal, Stefan George, Walter Flex, Ernst Jünger, und anderen, die längst vergessen sind, gab es über Hesse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts so gut wie keine Forschung und Philologie, auf die man sich künftig hätte stützen können, auch nicht als sich nach dem Ersten Weltkrieg die Konstellationen veränderten, in der ersten deutschen Demokratie, der mehrheitlich ungeliebten Weimarer Republik, weil sich Hesse mit keiner ihrer politischen Parteien zu solidarisieren vermochte. Für jene Jahre galt, was er 1930 in seinem Aufsatz "Notizen zum Thema Dichtung und Kritik" bemerkte:

"Gehört ein Autor einer gegnerischen Partei an, wird er abgelehnt, sei es durch Bekämpfung oder durch Verspottung. Gehört er der eigenen Partei an, so wird er gelobt. Gehört er keiner Partei an, so bleibt er unbeachtet, denn es steht ja keine Macht hinter ihm."

Letzteres traf auf ihn selber zu. Denn nie wäre es ihm eingefallen, sich in Symbiose mit einer der damaligen politischen Gruppierungen zu begeben, obwohl er in den Kommunisten und der SPD das kleinere Übel sah. Nie wäre er bereit gewesen – wie später der junge Günter Grass – die SPD öffentlich zu propagieren, damit diese von seinen Ideen und Formulierungen, er als Autor hingegen von der Plakatierung seines Namens im Wahlkampf hätte profitieren können. Obwohl Hesse schon 1932 der Meinung war, daß Deutschland die Aufgabe habe, zwischen Sowjet und dem Westen neue Formen der Entkapitalisierung zu finden. Ein auch heute wieder bedenkenswerter Standpunkt, denn noch nie gab es bei uns so viele Millionäre wie jetzt um die Jahrtausendwende bei einer Rekordmarke von Arbeitslosigkeit und Sozialhilfe. Nein, die Unabhängigkeit, die Meinungsfreiheit und Unbestechlichkeit des Künstlers war Hesse zu wichtig, um sie irgendeiner Parteidisziplin zu unterwerfen. Den Künstler verstand er "als Nerv im Körper der Menschheit, als ein Organ zum Wecken, zum Aufmerksammachen, nicht zum Plakateverfassen: „ein Beil ist ein Beil“, betont er 1931 in seinem offenen „Brief an einen Kommunisten“, „und man kann damit Holz spalten oder auch Köpfe, eine Uhr aber oder ein Barometer sind zu anderen Zwecken da, und wenn man mit ihnen Holz oder Köpfe spalten will, gehen sie kaputt, ohne daß jemand einen Nutzen davon hat“. „Die Kunst“, schreibt er seinem Sohn Heiner, der ihn damals gleichfalls zu einer parteipolitischen Solidarisierung bewegen wollte,

„die Kunst gehört zu den Funktionen der Menschheit, die dafür sorgen, daß Menschlichkeit und Wahrheit fortbestehen, damit nicht die ganze Welt und das ganze Leben in Haß und Partei, in lauter Hitlers und Stalins zerfällt. Der Künstler liebt die Menschen, er leidet mit ihnen, er kennt sie oft sehr viel tiefer als sie je ein Politiker oder Wirtschaftler gekannt hat, aber er steht nicht als Herrgott oder Redakteur über ihnen, der genau weiß, wie alles sein sollte. Wir Dichter haben hinter uns nicht die Autorität einer Kirche oder eines Staates, dafür sind wir frei von dogmatischen Festlegungen, und so ist es das Amt der Literatur, die ewigen Wahrheiten immer wieder für eine neue Zeit neu vorzubringen, wir fordern und predigen nicht,

aber wir suchen unsere Leser unmerklich auf den Weg zu leiten, den der Mensch gehen muß, wenn er seine Bestimmung erfüllen will.“

Bei so wenig Mimikry, meine Damen und Herren, ist es nicht verwunderlich, daß Hesse in Deutschland mit keiner einzigen literarischen Ehrung ausgezeichnet wurde, zumindest nicht in den ersten 50 Jahren seines Schaffens bis zum Stockholmer Nobelpreis 1946, danach dann schon, aber da war es ja keine Kunst mehr. Und um ein weiteres Beispiel anzuführen für den Stellenwert, den er selbst noch in den liberalen 20er Jahren in Deutschland hatte: Als sein Verleger Samuel Fischer 1927 eine Zeitung suchte, um den *Steppenwolf* vorabdrucken zu lassen, fand sich kein einziges Blatt, das Wert darauf legte, während doch so viele andere Romane, die sich inzwischen als Eintagsfliegen herausgestellt haben, keinerlei Probleme hatten, von Feuilletonredaktionen in Fortsetzungsfolgen verbreitet zu werden. Mit dem Nationalsozialismus verschärfte sich das Klima. Nun hatte er sogar Mühe, seine zuvor von etwa 50 verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Feuilletons, Gedichte und Buchbesprechungen unterzubringen, sodaß ein Redakteur des *Simplicissimus* 1937 anläßlich Hesses 60. Geburtstags reimte:

*Die ganze deutsche Presse
notiert für Hesse Baisse.
Ja gäb es noch den Mosse,
dann hätt' der Hesse Hausse!*

Denn das von Rudolf Mosse begründete *Berliner Tageblatt*, das zuvor die meisten zeitkritischen Betrachtungen Hesses erstmals gedruckt hatte, sollte bald darauf von den NSBehörden eingestellt werden.

In einem 20seitigen Aufsatz habe ich unter dem Titel "Zwischen Duldung und Sabotage" Hesses existenzbedrohliche Lage unter den braunen Machthabern darzustellen versucht.¹) Ich möchte das jetzt nicht wiederholen. Nur soviel in aller Kürze: Die Nationalsozialisten unter unseren Vätern haben ihm anfangs goldene Brücken zu bauen versucht, weil sie um Hesses Popularität bei der Jugend wußten, und wohl auch weil sie hofften, daß sein heimatverbundenes Frühwerk, das so viele unverwechselbar deutsche Traditionen überliefert und aktualisiert, gut in ihren völkischen Kram passen könnte. Sie haben sogar seine Weigerung geschluckt, den infamen Maulkorberlaß zu unterschreiben, den Gottfried Benn 1933 den neuen Machthabern angedient hatte und den jeder Schriftsteller unterzeichnen mußte, der fortan in Deutschland veröffentlichen wollte:

"Sind Sie bereit, unter Anerkennung der veränderten geschichtlichen Lage, weiterhin Ihre Person der Preussischen Akademie der Künste zur Verfügung zu stellen? Eine Bejahung der Frage schließt eine öffentliche Betätigung gegen die Regierung aus und verpflichtet Sie zu einer loyalen Mitarbeit an den nationalen und kulturellen Aufgaben im Sinne der veränderten geschichtlichen Lage."

Die veränderte Lage war der Nationalsozialismus. Hesse unterschrieb das nicht, und erstaunlicherweise ließ man ihn trotzdem in seinem Berliner Stammverlag weiter

¹ Sie finden den Aufsatz in der Taschenbuchausgabe *Zarathustras Wiederkehr* mit Hesses politischen Flugschriften.

publizieren. Nur wurden, nachdem er 1936 in der führenden schwedischen Literaturzeitschrift die Neuerscheinungen seiner aus Deutschland vertriebenen Autorenkollegen auf Kosten der "Blut und Boden-Literatur" rühmte, und damit eine neue Pressekampagne gegen sich auslöste, die zeitkritischen unter seinen Büchern nicht mehr nachgedruckt. Auch durften die noch lieferbaren Titel des S. Fischer Verlages in kein Buchhändlerverzeichnis aufgenommen werden. So wurde das, was von Hesses Werk noch übrig geblieben war, in den Geschäften ab 1937 angeboten wie pornografische Literatur unter dem Ladentisch. Dennoch konnte sein Verlag in den zwölf Jahren des „Tausend-jährigen Reiches“ 161 Tausend Hesse-Bücher ausliefern, was etwa der Menge entspricht, die heute bei uns in vier Monaten bestellt wird. Das Autorenhonorar mußte auf deutsche Sperrkonten überwiesen werden, so daß Hesse hätte verhungern können, wenn ihn nicht – wie schon im Ersten Weltkrieg – Schweizer Mäzene über Wasser gehalten hätten. Das änderte sich erst 1946 nach der Kapitulation Deutschlands mit dem Stockholmer Nobel- und dem Frankfurter Goethe-Preis, den Hesse zur Unterstützung Kriegsgeschädigter in Deutschland und auch an seine Heimatstadt Calw verschenkte.

Nun endlich also hatte das Blatt sich gewendet, und plötzlich war Hesse kein Geächteter mehr, sondern eine international respektierte Größe, auf die sich auch jene zur Entlastung ihres Gewissens zu berufen versuchten, die ihn vordem ausgegrenzt, geschmäht und den Triumphwagen Hitlers gezogen hatten.

"Es sind die unwahrscheinlichsten Antworten der Welt auf die Arbeit eines Künstlers möglich", schrieb Hesse 1947 in seiner Betrachtung "Geheimnisse".

„Ein Künstler arbeitet für ein Volk, das sein natürlicher Markt ist. Das Volk aber lässt das ihm anvertraute Werk verkommen, es versagt ihm Anerkennung und Brot. Plötzlich nun erinnert ein ganz anderes, fremdes Volk sich dessen und gibt dem Enttäuschten das, was er mehr oder weniger verdient hat: Anerkennung und Brot. Im selben Augenblick jubelt das Volk, dem jene Arbeit zugebracht und angeboten war, dem Künstler heftig zu und freut sich darüber, dass ein aus ihm Hervorgegangener so ausgezeichnet wird.“

Dieses Wendemanöver mit all seinen unappetitlichen Begleiterscheinungen machte Hesse so zu schaffen, dass er hinzufügte, der Gedanke, künftig all seine Dichtungen aus dem Verkehr zu ziehen, habe für ihn einen grossen Reiz. Kein Wunder bei dem, was ihm damals zugemutet wurde: Strassen, die vor dem Dritten Reich nach ihm benannt, dann umbenannt wurden und nach dem Nobelpreis wieder seinen Namen trugen, Bettelbriefe von ehemaligen Nationalsozialisten und das Ansinnen, Persilscheine zur Entnazifizierung einstiger Parteimitglieder zu verfassen oder die journalistischen Huldigungen ehemaliger Gegner hinzunehmen.

Zum ersten Mal in Deutschland hatte Hesse nun also eine auch regierungsamtlich gebilligte Konjunktur. Akademien, sowohl in den westlichen Besatzungszonen als auch im kommunistischen Osten, bemühten sich um seine Mitgliedschaft - natürlich vergeblich. Obwohl ihm das neue Feinde brachte, wurde er sogar an einigen Hochschulen behandelt, und nie zuvor sind hierzulande so viele Dissertationen über ihn verfasst worden wie in den Jahren 1947 bis 1957.

Nun kamen Schlag auf Schlag auch die verspäteten Ehrungen: nach dem Goethe-Preis der Pour-le-merite, dann der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und der Wilhelm Raabe-Preis. Hesse nahm keine einzige dieser Auszeichnungen persönlich entgegen und kommentierte gelassen: „Preise und Ehrungen sind ein kleiner Bestandteil des komplizierten, zum grossen Teil aus Missverständnissen konstruierten Phänomens, das man Berühmtheit nennt und sollen als das hingenommen werden, was sie sind: als Versuche der offiziellen Welt, sich ihrer Verlegenheit inoffiziellen Leistungen gegenüber zu erwehren.“ „Ruhm ist die Summe aller Missverständnisse. Wer spricht von Siegen, Überstehn ist alles“, hatte schon Rilke gesagt.

Waren Hesses „inoffizielle Leistungen“ nun also wirklich akzeptiert? Wenn es darauf ankam, wie 1947, als ihm von der Tübinger Universität der Ehrendoktor-Titel verliehen werden sollte, zeigte es sich rasch, wo man sich befand: im restaurativen Nachkriegsdeutschland, wo viele der alten Platzhirsche – demokratisch gewendet und wieder in einflussreichen Positionen – nicht daran dachten, ihre alten Ressentiments aufzugeben. Der 1952 wiederholte Antrag, Hesse die Ehrendoktorwürde zu geben, wurde beidesmal von den zuständigen Professoren abgelehnt. Oder als zu seinem 75. Geburtstag der damalige Kultusminister Dr. Schenkel einen Festakt in der Stuttgarter Liederhalle zu verhindern suchte, und es einer Intervention des Bundespräsidenten Theodor Heuss bedurfte, um diese Entscheidung rückgängig zu machen. Dass ihm das glückte, ist ein Indiz für das alles in allem doch eher Hesse-freundliche Klima des Jahrzehntes nach dem Zweiten Weltkrieg. Denn einstweilen brauchte man ihn für das beschädigte deutsche Selbstwertgefühl noch so lange, bis mit dem Wirtschaftswunder und der Fussballweltmeisterschaft renommiert werden konnte. Kein Lesebuch, das damals nicht Texte von Hesse brachte, keine Anthologie ohne seine Gedichte, keine Zeitung ohne Feuilletons und Kurzgeschichten von ihm, meist in gekürzten Raubdrucken, kein Sonntagsredner ohne ein Hesse-Zitat, auch wenn sie im Munde solcher, eigentlich ganz anders gepolter Leute nicht sonderlich glaubwürdig wirkten und eine schleichende Entwertung erfuhren. Die im Nationalsozialismus aufgewachsene Jugend, die von Hesse nichts wusste, erlebte solche Wendemanöver ihrer Väter als befremdlich, und bald schon begann sie den Dichter mit seinen Nutzniessern zu wechseln, was zu ersten polemischen Streitschriften führte, obenan das 1957 erschienene Taschenbuch *Kitsch, Konvention und Kunst* von Karlheinz Deschner. Dass dieses Bändchen damals eine grössere Verbreitung fand als die darin als „Goldschnitt-Sirup“ disqualifizierten Hesse-Werke, die es ja noch nicht als Taschenbücher gab, ist symptomatisch für den Überdross der damaligen Nachwuchsgeneration an einem Autor, den sie kaum kannten, jedoch von vielen falschen Propheten unter den Altvorderen propagiert sahen.

Die nächste Attacke auf den mittlerweile 80jährigen Hesse ließ nicht lange auf sich warten. Sie erschien mit der Überschrift „In der Gartenlaube“ als Titelgeschichte der fortschrittlichsten deutschen Wochenschrift *DER SPIEGEL* im Juli 1958, ein Nachrichtenmagazin, das millionenfach hauptsächlich von Intellektuellen gelesen wird. Dieser Bericht des bis heute anonym gehaltenen Verfassers hat hierzulande das Hesse-Bild bis in die 70er Jahre hinein bestimmt und der eben erst zaghaft begonnenen akademischen Beschäftigung mit diesem Autor den Garaus gemacht. Neben einer ähnlichen Titelgeschichte über den Dichter Rainer Maria Rilke gehört dieses Pamphlet zu den blamabelsten Entgleisungen in der Geschichte des Nachrichtenmagazins, die man dort heute auch nicht mehr wahrhaben möchte. Als ich die

SPIEGEL-Redaktion bat, mir für den Band *Über Hermann Hesse*, der die Wirkungsgeschichte des Dichters in Deutschland dokumentiert, einen Abdruck des Artikels zu genehmigen, verweigerte Rudolf Augstein die Nachdruckerlaubnis. Was in diesem Aufsatz zur Erhärtung der Legende vom weltfremden „Dichter im Gemüsebeet“ an teils fehlerhaft recherchierten, teils geistreich vergifteten Halbwahrheiten serviert wurde, entsprach eher dem Wunschdenken des ungenannten Verfassers als der Wirklichkeit und war weder in Einklang zu bringen mit dem aufklärerischen Verständnis des Nachrichtenmagazins noch mit dem Format des Porträtierten, das auf die Lächerlichkeit eines Gartenzwerger unter den Nobelpreisträgern heruntergespielt wurde, auf eine literarische Schrebergärtnerei, mit der zu befassen hoffnungslos rückständig und unter der Würde jedes Lesers sei, der ernstgenommen werden und mitreden wollte. Denn wer mochte sich schon durch die Beschäftigung mit einem Autor disqualifizieren, den (Zitat *SPIEGEL*): „quietistische Kleingärtnerfreuden vom internationalen Konzert der Weltliteratur ausschliessen“. Als dann wenige Jahre nach Hesses Tod rund um den Erdball eine Verbreitung seiner Bücher einsetzte, wie sie keinem anderen deutschsprachigen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts beschieden war und dem Begriff der Weltliteratur erstmals auf eine Weise gerecht wurde, die niemand für möglich gehalten hatte, lag die Unhaltbarkeit dieser Prognosen auf der Hand.

Auch der Vorwurf, Hesse sei nicht zeitgemäss, fehlte dabei nicht, ein Einwand, der sich übrigens durch die gesamte Sekundärliteratur der letzten 90 Jahre zieht, auffallend häufig im Ersten Weltkrieg, im Dritten Reich und im Kalten Krieg der 50er Jahre während der Diskussionen um die Remilitarisierung Deutschlands. Als ob nicht gerade das Unzeitgemässe das Überdauernde und Zeitlose seiner Werke ausmachen würde, der Blick über den Tellerrand, der die Gefahren des jeweils Modischen und Zeitgemässen erkannt und daraus Antitoxine für eine bessere Zukunft entwickelt hat. Je grösser der Abstand zu den zeitgeschichtlichen Turbulenzen wird, auf die Hesses Bücher reagieren, desto erkennbarer wird die Aktualität und Tragfähigkeit dessen, was darin als Antworten auf die Probleme der Industriegesellschaft entwickelt wird. „Hesse ist das antimaterialistische Ferment, das Amerika braucht“, antwortete 1970 eine New Yorker Studentin.

Dass bei einem Dichter wie ihm das Gemüt eine bedeutendere Rolle spielt als bei intellektuelleren Autoren spielt, kann nicht geleugnet werden. Denn was ist Kunst anderes, als in überzeugende Bilder, Melodien und Sprache übersetztes Gemüt? Wenn es der *SPIEGEL* jedoch mit Gemütlichkeit verwechselt, erliegt er einem Trugschluss und unterschlägt Hesses Sympathien für radikale Positionen. Auch der Vorwurf mangelnder Welthaltigkeit und allzu grosser Subjektivität greift ins Leere. Denn gerade bei Hesse wird offensichtlich, „dass der Mensch ebenso gut durch den Urwald seiner Seele reisen kann, wie durch die Breitengrade der Erde und dass die Ergebnisse dieselben sind.“

Hesse selbst reagierte stoisch auf solche Angriffe und antwortete 1958 auf Zuschriften, die sich über Deschner und den *SPIEGEL* entrüsteten: "Dass in Deutschland, das sich wieder stark und kriegerisch fühlt, wieder Schmähchriften über mich erscheinen, ist nach den übermässigen Ehrungen und Feiern, beinahe erfrischend. Den *SPIEGEL* und andere Anpöbelungen dürfen Sie nicht zu ernst nehmen, das sind unschöne, aber natürliche Regungen der Jugend auf die Alten, der Streber auf die allzu Erfolgreichen. Es bedarf keines Kampfes, nur des Beharrens.“

War es denn seinem Freund, dem mittlerweile endlich sakrosankten Thomas Mann, mit den Vertretern der nachwachsenden westdeutschen Kahlschlag-Literatur und den Mitgliedern der exklusiven Gruppe 47 nicht ganz ähnlich gegangen? Thomas Mann und Hermann Hesse, die prominenten Alten, standen den ehrgeizigen Jungen im Wege. Und alles, was publiziert wurde, das deren Renommee abträglich war, wurde um ihrer eigenen Selbstbehauptung willen, nicht selten mit klammheimlichem Beifall hingenommen. Aber, meine Damen und Herren, sind es nicht, im Gegensatz zu den Literaturwissenschaftlern und Trendsettern in den Feuilletonredaktionen, von jeher die Schriftsteller gewesen, die sich in Hesse wiedererkannt und das Klügste über ihn veröffentlicht hatten? Hatte der Krieg auch diese Regel ausser Kraft gesetzt? Ja und nein. Da gab es schon einige, wie den Schweizer Max Frisch, wie Peter Weiss, Arno Schmidt, Günter Eich, Wolfdietrich Schnurre oder Uwe Johnson, denen Hermann Hesse nahestand, die mit ihm korrespondiert, ja ihn sogar besucht hatten. Aber angesichts des damaligen Tiefpunktes der Reputation Hesses in Deutschland wagte keiner von ihnen – denn wer wollte schon das Image der Progressivität verlieren – für ihren Mentor einzutreten. Sie trauten sich nicht, einen Autor zu verteidigen, bei dessen Tod, 1962, die überregionale Presse unwidersprochen verlautbaren konnte: „Mit Hermann Hesse, sagen wir es deutlich, ist kein Blumentopf mehr zu gewinnen“, wie im Nekrolog der Wochenschrift *DIE ZEIT* zu lesen war. Oder in der Münchner *Süd-deutschen Zeitung*: „Gefühvoll abgewandt, hat Hesse die deutsche Flucht aus der Wirklichkeit in das Reich der poetischen Träume dargelegt wie selten einer. Er war der Autor des individuellen Katzenjammers, der Quälerei und Distanzlosigkeit. Er lehnte die soziale Bindung wie die künstlerische ab.“ Was immer das heissen mochte, jedenfalls absprechend sollte es sein. Angesagt war damals Sozialverhalten und linksradikal politische Relevanz im Sinne einer gesellschaftlichen Veränderung nach allzulanger Adenauer-Prosperität und ihrer Kaschierung der politischen Vergangenheit, begreiflicherweise unter den Söhnen der alten Nazis und neuen Marktwirtschaftskapitäne.

Zeitgleich mit dem bald darauf einsetzenden Auschwitz-Prozess, der Rebellion gegen die Väter, der Studentenrevolte der 68er, die mit dem „Muff von tausend Jahren unter den Talaren“ aufräumen wollte, und Mao Tse Tungs rote Bibel propagierte, war unser grosser Bruder, die Beschützermacht USA, in den Vietnamkrieg verwickelt, was auch dort eine Widerstandsbewegung auf den Plan rief, die sich allerdings weniger mit Marx und Mao als mit Hermann Hesse identifizierte. „Make love not war“, war die Devise dieser gewaltfreien Hippie-Wehrdienstverweigerer, die unter Berufung auf Hesse ihre Militärpässe verbrannten und im Gefolge des Drogenpapstes, des legendären Psychologieprofessors Timothy Leary aus Harvard sich auf psychodelische Weise den Gewaltsamkeiten der L.B.Johnson/R.Nixon-Regierung zu entziehen versuchten, welche 2,5 Millionen Menschen, natürlich 90 Prozent davon Zivilisten, in Vietnam das Leben kosteten. Die Nachricht, dass ausgerechnet Hermann Hesse und nicht, wie bei uns Marx, Mao, Marcuse oder Ho Tschu Min zu den Idolen der transatlantischen Jugendrevolte zählte, war für Rudi Dutschke, Daniel Cohn-Bendit und einige Mitglieder der späteren RAF-Bewegung, wie auch den deutschen Medien unfassbar. Ideologische Schlagbohrer imponieren uns Deutschen offenbar mehr als poetische Geigerzähler. Denn radikale Knalleffekte, egal mit welchen Folgen, sind für die journalistische Sensationsindustrie lukrativer. Man zog das Phänomen ins Lächerliche. Hätte doch eine ernsthafte Analyse der Ursachen auf eine Revision unseres so bequem ahnungslosen Hessebildes hinauslaufen müssen. Lieber diskredi-

tierte man die amerikanische Widerstandsbewegung gleich mit, und wieder war es das millionenfach verbreitete Nachrichtenmagazin *DER SPIEGEL*, das im Oktober 1968 unter dem Titel „Hermann Hesse-Wonnen für Hippies“ das Meinungsbild bestimmte, indem er für die Gründe der Renaissance nicht etwa Hesses politische Schriften anführte, sondern den Dichter mit einer erfundenen Notiz aus seinem Indien-Tagebuch zu verharmlosen versuchte. Zitat *SPIEGEL*:

„Dass der Natur- und Gartenfreund Hesse auch den ‚Flower-Power‘-Idyllikern etwas zu sagen hat, zeigen Tagebuchnotizen über seinen Lebensstil: Wein getrunken, Feuerwerk abgebrannt und Schmetterlinge gesammelt.“

So einfach ist das, meine Damen und Herren, und bestätigt einmal mehr Hesses „Notizen zum Thema Dichtung und Kritik“ aus dem Jahre 1930, wo es heisst:

„Auf keinem Gebiet der Technik oder der Wirtschaft liesse ein Volk sich eine so willkürliche und ahnungslose Berichterstattung gefallen. Es wird im Sport- oder Handelsteil einer durchschnittlichen Zeitung sehr viel sachlicher und gewissenhafter gearbeitet als im Feuilleton; schöne Ausnahmen hie und da seien mit Anerkennung zugegeben.“

Schöne Ausnahmen, meine Damen und Herren, die gab es durchaus, aber bezeichnenderweise nie in Deutschlands tonangebenden Blättern. Das kann ich beurteilen, denn ein Jahr später, 1969, war ich nicht mehr ein unbeteiligter Beobachter, sondern selber ein Rädchen im hiesigen Kulturbetrieb, als Mitarbeiter in dem für Hermann Hesse zuständigen Verlag, und somit an vorderster Front im Meinungsstreit um diesen Dichter. Das Klima, das ich damals dort, unmittelbar nach der Revolte der Lektoren gegen den Verleger Siegfried Unseld antraf, war ausgesprochen Hessefeindlich. Von fast allen Kollegen, nicht nur im Lektorat, sondern bis hinein in die Presse- und Herstellungsabteilung wurde er lächerlich gemacht und sabotiert, ja manche Kollegen plädierten sogar dafür, diesen angeblich so überholten Innerlichkeitsapostel zusammen mit ähnlichen Verlagsautoren wie Rilke, Carossa und Reinhold Schneider und Gertrud von le Fort, die sich nicht für den Klassenkampf eigneten, abzustossen und anderen, weniger progressiven Verlagen zu überlassen. Als ich Max Frisch nach seiner frühen Korrespondenz mit Hesse befragte, wollte er nichts mehr davon wissen und verwies stattdessen auf seine Verbindung mit Brecht; Peter Weiss, den ich bat, eine Auswahl der für ihn ja lebensbestimmenden Hesse-Texte zusammenzustellen, lehnte ab. Ein anderes prominentes Mitglied der Gruppe 47 lächelte über meine Bemerkung, es sei nun endlich an der Zeit unser verfahrenes Hessebild auch mit Hilfe seines überwältigenden, in Buchform noch unveröffentlichten Nachlasses ein wenig zu korrigieren. „Was, aus diesem Aschenhaufen wollen Sie noch Glut kitzeln?“, war die Antwort. Rolf Hochhuth und Fritz J. Raddatz, der damalige Feuilletonchef der *ZEITUNG* äusserten noch Hämisches, und Marcel Reich-Ranicki, der dort gerade unter dem Titel „Seele und Geschäft“ einen Verriss des Briefwechsels zwischen Hesse und seinem Verleger Peter Suhrkamp veröffentlicht hatte, gab sich mitleidig herablassend: „Warum beschäftigen Sie sich nicht gleich mit Ganghofer?“ Ein haarsträubender Vergleich, der davon zeugt, wie wenig er Hesse, geschweige denn Ganghofer kannte. Doch, meine Damen und Herren, mit solchen Sprüchen macht man Karriere auf dem Jahrmarkt unserer Mediengesellschaft und wird Feuilletonchef der meinungsbestimmenden *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, wo er von nun an drei Jahrzehnte lang, bis auf den heutigen Tag – mittlerweile zwar nicht mehr im Amt, aber nach wie vor als freier Mitarbeiter – seinen Ressentiments

gegen Hesse Luft machen und sachkundige Besprechungen verhindern konnte. Zunächst riskierte er das noch auf ganz ungebrochen direkte Weise, dann – etwas kleinlauter geworden durch die unaufhaltsam weltweite Renaissance dieses Dichters – liess er seine Chorknaben, wie Martin Walser die ihm hörigen Redaktionsmitarbeiter der *FAZ* genannt hat, zum Sprachrohr des Unmutes werden über seine Ohnmacht, das ihm unerklärliche Hesse-Phänomen kleinzukriegen.

Nur zwei Beispiele unter vielen, von denen ich Ihnen berichten könnte. Zunächst ein Zitat von Reich-Ranicki selber aus seiner Besprechung des ersten Bandes von Hermann Hesses *Gesammelten Briefen*, die im September 1973 unter dem überheblichen Titel „Unser lieber Steppenwolf. Ein Beitrag zur deutschen Sentimentalität“ erschien:

„Der schwärmerisch singende Asket in kurzen Hosen [kennen Sie, meine Damen und Herren, ein Bild von Hesse in kurzen Hosen? Ich jedenfalls habe noch kein einziges gesehen!], der jugendbewegte Klassiker der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts, ihr biederster Rebell und sentimentalster Anarchist, unser lieber wackerer Steppenwolf, gehört zu jenen Schriftstellern, die sich leicht und nicht zu Unrecht verspotten lassen ... Für die heutige Jugend ist Hesse zu deutsch ... Mit seiner anachronistischen und welfremden Literatur hat er oft Unheil angerichtet.“

Über Hesses Briefe kaum ein Wort in dieser Besprechung, es sei denn der Satz:

„Es steht in diesen Briefen viel Vernünftiges und Richtiges, sie nötigen oft ehrlichen Respekt ab ... nur dass ich dabei gähnen musste. Denn Hesse offeriert hier, um es kurz und grob zu sagen, gute Gesinnung und wenig Geist.“

Ich will jetzt nicht das leichtfertige Ausspielen von Geist gegen humanitäre Gesinnung hinterfragen, nicht untersuchen, ob zu Hesses Lebzeiten zungenfertiger Esprit oder hilfberedtes Verhalten angesichts der deutschen Katastrophen erspriesslicher gewesen wäre, sondern nur feststellen, dass unser telegener Bescheidwiser dabei weniger über die Briefausgabe als über die Unerwünschbarkeit einer Hesse-Renaissance in Deutschland referiert hat. Immer wieder, mit geradezu obsessiver Renitenz hat er versucht, Hesses Popularität zu bestreiten, nach der Devise: was nicht sein darf, kann auch nicht sein. Als ob sie damit aus der Welt zu schaffen gewesen wäre! Er hat sich sogar zu Prognosen wie dieser verstiegen: „Es ist wohl der Augenblick nicht fern, wo nur noch Studenten der Germanistik sich mit Hesse beschäftigen werden.“ und dabei keine Gelegenheit ausgelassen, genau das zu unterbinden. Als dann im August 1982 die Deutsche Presseagentur die Meldung brachte, die deutsche Hesse-Auflage habe seit 1970 die Zehn-Millionen-Grenze überschritten, wurde er etwas vorsichtiger und liess einen seiner „Chorknaben“ in der renommiertesten unserer Tageszeitung kommentieren: „Ja, kein deutscher Schriftsteller ist erfolgreicher. Leider.“ Inzwischen sind wir bei 25 Millionen, meine Damen und Herren, und unser gar zu amüsanter Weichensteller wird allgemach etwas elastischer. Seit kurzem zeigt er sich plötzlich bereit, wenigstens Hesses Schülertragödie „Unterm Rad“ gelten zu lassen und hat den Roman in seinen Kanon der 20 besten Bücher des Jahrhunderts aufgenommen. Immerhin nicht ganz freiwillig. Denn ohne ein Werk von Hermann Hesse hätte Siegfried Unseld Reich-Ranickis Kanon nicht im Insel Verlag veröffentlicht. Als die Buchreihe daraufhin doch publiziert werden konnte, gab er dem stau-

nenden Publikum auf einmal zum Besten: „Das Werk des Erzählers Hermann Hesse hat sich als dauerhaft erwiesen und war nach dessen Tod ausserordentlich erfolgreich. Hans Giebenrath ist der unheroische und zarte Held des vor einem Jahrhundert entstandenen kleinen Romans *Unterm Rad*, des vielleicht schönsten Buches von Hermann Hesse.“

Wenn heutzutage eine Bagatelle von Brecht, von Benn, Kafka oder Thomas Mann, sei es eine entlegen publizierte Buchbesprechung, ein verschollenes Gedicht oder auch nur ein unveröffentlichter Brief auftaucht, wird das von den massgebenden Feuilletons wie eine Sensation zelebriert und mit seitenlangen Kommentaren versehen. Die vielen Nachlasseditionen von Hermann Hesse dagegen, die ungleich mehr Unbekanntes und Nützlichendes zur Bewältigung der Gegenwarts- und Zukunftsprobleme zutage gefördert haben, werden in unserer Presse nun schon seit 30 Jahren in denkwürdiger Regelmässigkeit ignoriert und totgeschwiegen. Nun, sie sind Gottseidank unabhängig vom Zuspruch der Sachverständigen und müssen nicht künstlich am Tropf der Literaturkritik reanimiert werden. Sogar bei den 15 bisher erschienenen Bänden der ersten Hesse Gesamtausgabe ist das der Fall, über die zu berichten sich bisher erst wenige Regionalblätter bereitgefunden haben. In den deutschen Medien herrscht Friedhofsruhe und der merkwürdige Konsens: Ist über diesen Autor etwas Gutes zu sagen, so sagen wir lieber nichts. Man müsste schon etwas Abträgliches über Hesse erfinden, um sie aus ihrer Lethargie zu wecken. Dann freilich wären sie plötzlich alle am Ball. Denn leider gilt auch bei uns, und nicht nur für die Sensationspresse, das amerikanische Rezept: „Only bad news are good news“. Soweit der historische Rückblick auf den deutschen Umgang mit diesem Schriftsteller seit nunmehr fast hundert Jahren. Nicht verwunderlich also die Abstinenz unserer Hochschulen. „Hesse ist ein Fremder in der deutschen Literatur und ein Deutscher in der Weltliteratur“, hat kürzlich der aserbajdschanische Nachwuchsautor Sharia Sinaria festgestellt und damit wohl den treffendsten Nenner gefunden.

Nun aber doch noch ein paar Worte zu den Universitäten. Zunächst einmal ist zu sagen, dass die Hesse-Abstinenz der deutschen Literaturwissenschaft singulär ist in der Welt und im internationalen Vergleich. Die differenziertesten Bibliographien und Biographien sind an amerikanischen Universitäten entstanden. In Korea und Japan gibt es regelmässig erscheinende Hesse-Jahrbücher mit den neuesten Forschungsergebnissen der dortigen Hochschulen. Nicht dass die Motivation deutscher Studenten, sich mit diesem Autor zu befassen, geringer wäre. Im Gegenteil. Doch bei den Literaturwissenschaftlern hierzulande haben sie immer noch fast keine Chance. Wenn sie nicht in anderen Fakultäten unserer Hochschulen, wie der Psychologie, den Religions- oder Politikwissenschaften, der Kunstgeschichte, der Sinologie oder Indologie über Hesse arbeiten, sind sie auf verlorenem Posten. Unzähligmale hatte ich es in den letzten Jahrzehnten mit jungen Leuten zu tun, die sich verzweifelt an den Verlag wandten und um Auskunft baten, an welchen Universitäten der deutschsprachigen Länder sie eine germanistische Staatsexamensarbeit oder Dissertation über Hesse schreiben könnten. An den Lehrstühlen, wo sie sich beworben haben, hätten die Professoren abgewinkt und sie auf Kafka, Brecht, Döblin, Benn, Musil, Thomas Mann oder die Exilliteratur verwiesen und Hesse für indiskutabel erklärt. Dass dabei mitunter auch andere Faktoren eine Rolle spielen könnten, habe ich vor einigen Jahren von einem germanistischen Lehrstuhlinhaber der Münchner Universität erfahren. Er meinte, wenn er Hesse in sein Vorlesungsverzeichnis einbeziehe,

dann müsse er nicht nur mit einer Überfüllung des Hörsaals, sondern auch mit einem kaum zu verkraftenden Zuwachs an Arbeit rechnen. Das mag einer der Gründe sein, warum sich unsere Literaturwissenschaftler allenfalls auf Arbeiten über das Phänomen von Hesses Breitenwirkung einlassen, – Rezeptionsanalyse nennt sich dieser Trend – doch stets mit der Tendenz: ein Autor, der ein solches Echo in allen Bevölkerungsschichten finde, könne ja nur Trivilliteratur schreiben. Übrigens steht Hesse damit nicht allein. Ganz ähnlich geht es seinem weltweit millionenfach gelesenen österreichischen Kollegen Stefan Zweig oder dem Franzosen Antoine de Saint-Exupéry. Denn wie Hesse glückt es auch ihnen, das Schwierige verständlich und das Komplizierte einfach auszudrücken. Hinzu kommt die konstruktiv humanitäre Wirkung ihrer Bücher, also das, was die Kritiker und leider auch Autorenkollegen wie Jean-Paul Sartre, der das Werk von Saint-Exupéry als „Humanitätskitsch“ bezeichnet hat, mit dem Schlagwort „Lebenshilfe“ verächtlich machen. Als ob nicht in allen Bereichen unseres Alltags vor allem das eine Rolle spielt, was uns das Leben ermöglicht, bereichert und erleichtert. Diese Autoren lassen keine Trennung zwischen Ethik und Ästhetik. Sie plädieren für Vernunft, Güte und Menschlichkeit. Der Widerstand, auf den sie damit bei der Literaturkritik stossen, ist vielleicht ein Ausweichen vor den unbequemen Anforderungen und Konsequenzen, die sich aus der Lektüre ihrer Bücher ergeben. Dass sie sich trotzdem und ganz unabhängig vom Urteil der Schriftgelehrten zu behaupten vermögen, zeigt diesen die Grenzen ihrer Einflussmöglichkeit. Und das hat man nicht gern. Was Schriftsteller wie Hesse, Stefan Zweig und Saint-Exupéry ausserdem verbindet, ist eine klare Sprache von einprägsamer Musikalität und einem – verglichen mit anderen Autoren – erstaunlich reichhaltigen Wortschatz. Das bewahrt sie vor Willkürlichkeiten des Ausdrucks und Gewaltsamkeiten der Form auf Kosten des Inhalts. Sie eignen sich nicht für multiple Interpretationen und müssen beherzigt, statt zerredet werden. Es ist ja keine Kunst komplexe Themen kompliziert darzustellen und den Klärungsprozess, der vom Autor selbst geleistet werden müsste, auf den Leser abzuwälzen.

Weil Hesse eher an der unmissverständlichen Vermittlung seiner Aussagen gelegen ist, als an einem ausgefallenen stilistischen Design oder an Expeditionen in den Stern-deuter-Himmel entlegener, verschlüsselter und erläuterungsbedürftiger Metaphern erreicht er fast jeden Leser, gleich welchen Alters und welcher Vorbildung. Er drückt aktuelle Inhalte mit traditionellen Mitteln aus, während sonst in der Regel neue Inhalte auf innovative oder doch zeitkonforme Weise dargestellt werden. Diese Abweichung von der Regel irritiert die Fachleute. Auch überfrachtet er seine Erzählungen nicht mit Theorie und Essayistik, die wir bei Hesse zwar auch finden, aber dort, wo sie hingehören, in seinen kulturkritischen Schriften, Betrachtungen und Rezensionen. Solche Verstösse gegen die Normen der Avantgarde irritieren weniger die Leser als die Schriftgelehrten, die nur das Deutbare für bedeutend halten. Würde doch das Klare und Unmissverständliche ihre Funktion als Vermittler und Interpreten ausser Kraft setzen und ihnen zumuten, sich statt mit der Verpackung mit den Inhalten zu befassen. Da sie aber wenig Lust haben, sich an den zeit- und systemkritischen Impulsen der Literatur die Finger zu verbrennen, wird ihre Abneigung gegen Autoren verständlich, deren Aussagen weder verschlüsselt noch beliebig auslegbar sind. Das Klare ist nicht erklärungsbedürftig. Oder bevorzugen sie vielleicht deshalb die schwerer verständlichen Autoren, um durch deren Deutungsbedürftigkeit die Germanistik als Wissenschaft besser legitimieren zu können? Vielleicht hängt das bedrohliche Schwinden der Attraktivität der Germanistik, die doch zu den für unser unent-

behrlichsten für unser Selbstverständnis gehört, auch damit zusammen, dass dort seit allzulanger Zeit mit linguistischen, strukturalistischen und anderen formalistisch weltfremden Spezialitäten an den inhaltlichen und interdisziplinären Interessen der Studenten vorbeidoziert wird.

Natürlich - und das soll fairerweise nicht verschwiegen werden, hat das Klare, das Sinnfällige und Unmissverständliche bei Autoren wie Hesse und Stefan Zweig auch seine Gefahren. Denn sobald es jemand geglückt ist – meist über den Weg schwerer Leiden und persönlicher Krisen – einen verwickelten Sachverhalt auf den deutlichsten, den einfachsten Ausdrucksenner zu bringen, dann ist er sofort in aller Munde und wird bevorzugt von solchen Leuten benutzt und heruntergewirtschaftet, zu denen er am wenigsten passt. Die Sprache ist ja etwas Lebendiges und manche Ausdrucksweisen, Begriffe und Worte nutzen sich ab, wie Münzen, deren Wert kaum mehr zu erkennen ist, je länger sie im Verkehr gewesen sind. So entsteht oft schon nach wenigen Jahrzehnten das Bedürfnis nach neuer Prägung, neuen Formulierungen für dieselben Werte. Wenn sich Marcel Reich-Ranicki lustig macht über Hesses Sprache und dabei übersieht, dass dieser ja kein Gegenwartsautor mehr ist, sondern bereits im 19. Jahrhundert zu schreiben begann, wenn er Worte wie ‚Seele‘ anachronistisch findet und sagt, „wenn ich das Wort Seele höre, wittere ich allemal Schmus“, mag er zwar recht haben, argumentiert aber ahistorisch. Denn durch frömmelerische und schmalzige Kontaminationen ist das Wort inzwischen so entwertet, dass es in bestimmten Zusammenhängen deplaziert wirkt und heute durch Bezeichnungen wie „Psyche“ ersetzt wird.

Oder denken Sie an die Abneigung zeitgenössischer Lyriker zu reimen, seit karnevalistische Büttenreden, Schlager, Werbung und andere Formen der Kommerzialisierung die einprägsamsten Sprachmuster erschöpft und bis zur Trivialität heruntergewirtschaftet haben. Am anfälligsten für diesen sprachlichen Verschleissprozess in Hesses Werk ist seine Lyrik. Vielleicht weil fast alle seine Gedichte gereimt sind. Nur in etwa fünfzig der von ihm veröffentlichten Gedichte verzichtet er auf den „Marsch und die Tänze der Syntax“, auf die „Zärtlichkeiten des Anklangs und das Musizieren mit den Vokalen“, wie er die melodischen Effekte des Versmaßes und der Reime einmal beschrieben hat. Dass heute, nach 800 Jahren gereimter Lyrik, die Ergiebigkeit unserer Sprache für neuartige Klangpaarungen verbraucht ist und die althergebrachte Reimform mehr und mehr in Misskredit kommen musste, ist mittlerweile für die meisten modernen Lyriker ein durchaus überzeugender Grund, auf den Reim überhaupt zu verzichten. Diesen Verschleissprozess der traditionellen Formen hat Hesse besonders in der Lyrik mit Ingrimms beobachtet. Denn im Verzicht auf Reim und Rhythmus sah er eine Kapitulation, eine Preisgabe genau dessen, was das Besondere des Gedichts, seine Magie und Einprägsamkeit ausmacht. Um so erstaunlicher ist es, wie wenig trotzdem die heute überholt anmutende Form seiner Gedichte der Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen anzuhaben vermag. Ja, diese Aussage bleibt selbst bei so strapazierten Themen wie Liebe und Tod, Freude und Leid, Schönheit und Vergänglichkeit so frisch und authentisch, dass sie es bisweilen sogar schafft, die mittlerweile hinzugekommenen Nebengeräusche vergessen zu machen und den missbrauchten Wörtern wieder etwas von ihrer ursprünglichen Würde und Aussagekraft zurückzugeben. Aber wie Don Quichotte steht er damit wohl auf verlorenem Posten. Einem Kritiker seiner Verse antwortete Hesse im Januar 1934:

„Ich habe in der Tat vor ‚Herz und Schmerz‘ nicht die mindeste Scheu. Ich bin der Meinung, dass diese Ornamente im Volkslied schon den Eichendorff oder den Goethe keineswegs durch ihre Originalität erschüttert haben, sondern dass sie von allen deutschen Dichtern einige Jahrhunderte lang ebenso natürlich und harmlos gebraucht wurden, wie wir uns der Buchstaben oder der Interpunktion bedienen. So wenig ich das Bedürfnis habe, plötzlich das Komma oder das Fragezeichen durch irgendwelche neuen Zeichen in einem persönlichen Jugendstil ersetzen zu wollen, habe ich Bedenken, diese alten, heimeligen Reimpaare wieder zu verwenden. Die Sprach-Turnereien heutiger Originale werden altes Blech sein, noch ehe ihre Schöpfer graue Haare kriegen“.

Das hat sich bestätigt. Von den Sprachexperimenten des damaligen Expressionismus und Dadaismus hat kaum etwas überlebt. Freilich sind auch die abgedroschenen Herz- und Schmerzlichkeiten seither nicht glaubwürdiger geworden und haben ihr Verfallsdatum längst überschritten. Diese historisch bedingte Sprachentwertung hat Hesses Prosa weniger zugesetzt als seiner Lyrik. Aber auch dort kommt sie vor. Hesse-Leser im Ausland stört das weniger als uns, weil die Übersetzungen ja in erster Linie das Inhaltliche wiedergeben und es dem jeweils aktuellen Sprachgebrauch angleichen. Weil aber bei Hesse das Inhaltliche standhält, trägt es auch das Formale. Sagen wir es deutlicher: Hesse ist leicht zu lesen, jedoch schwer zu leben, weil alles, was er schrieb nicht L'art pour l'art ist, sondern Krisenbewältigung mit evolutionären Impulsen, mit Anstößen, die auf eine Humanisierung des Menschen zielen. Diese ethische Komponente und nicht Hesses, von der Literaturkritik vorgeschobene formaler Traditionalismus, scheint mir der entscheidende Störfaktor zu sein, der den meisten seiner Verächter zu schaffen macht. Dabei spielt natürlich auch der Generationenkonflikt eine Rolle. Das zeigt sich an der Zusammensetzung seiner Leserschaft, also der Tatsache, dass mehr als die Hälfte davon der Altersgruppe zwischen 14 und 35 Jahren angehört, gefolgt von Lesern im Rentenalter, während die Generation der Berufstätigen, also das sogenannte Establishment nicht annähernd so sehr ins Gewicht fällt. Denn offenbar stört Hesse beim Geldverdienen. Es ist schon ein merkwürdiges Phänomen: So lange wir noch jung und voller Ideale sind, lesen wir diesen Dichter, während viele nichts mehr mit ihm anfangen können, sobald sie berufstätig werden, sobald also Ideale zu Karrierekillern werden können –, um dann aber merkwürdigerweise wieder als Pensionäre, sobald sie ihre Wettbewerbsmimikry hinter sich haben, erneut zu Autoren wie Hesse und den guten Vorsätzen ihrer Jugend zurückfinden. Denn in seinen Büchern werden Erfahrungen, Regungen und Antriebe ausgesprochen, die man sich oft kaum einzugestehen wagt, weil sie uns in Konflikt bringen mit den Erwartungen unserer an schnellstmöglicher Rentabilität orientierten Gesellschaft. Das wird wohl auch künftig so bleiben. Dennoch habe ich die Hoffnung, dass vielleicht die erste Gesamtausgabe Hesses, die ich im nächsten Jahr abzuschliessen hoffe, ein wenig dazu beitragen kann, die Überheblichkeit unseres etablierten Kulturbetriebes zu verunsichern. In 20 Bänden umfasst diese Ausgabe etwa das Doppelte dessen, was zu Lebzeiten des Dichters zugänglich war und erstmals auch das, was an unseren Hochschulen am meisten geschätzt wird, nämlich der Zündstoff seiner kompletten politischen und kulturkritischen Schriften in sechs, 4500 Seiten umfassenden Bänden. Vielleicht wird dies dazu beitragen, dass sich endlich die Schere, die zwischen Hesses Popularität bei den Lesern und der von den Medien manipulierten Meinung über ihn klafft, eines Tages doch noch schliessen wird. Dann

wäre auch mein mehr als dreissigjähriger Einsatz für diesen Dichter nicht ganz vergeblich gewesen.

Erste Ansätze dazu sind bereits zu sehen. Im vergangenen Jahr veranstaltete die Universität Tübingen eine erste Ringvorlesung über Hesse. Die Beiträge dazu sind soeben in Buchform erschienen, wenn auch das Vorwort der Herausgeberin, Frau Prof. Cornelia Blasberg, nicht eben ermutigend klingt: „Der so eigenwillig an der Moderne vorbeischiebende Autor ist tabu“, heisst es da. Ermutigender dagegen war das ebenfalls im letzten Jahr unter Leitung von Prof. Andreas Solbach an der Universität Mainz unter dem Motto „Hermann Hesse und die Modernisierung“ organisierte erste akademische Kolloquium in Deutschland. Einer der Referenten, der Mainzer Literaturwissenschaftler Christian Schärf, zog dabei diese beachtenswert mutige Bilanz:

„Was Hesse in seinen Texten betreibt, ist die Verwandlung einer fiktionalen Gestalt in ein begreifbares identifikationsfähiges Individuum und damit in den Zustand der Lesbarkeit ... Damit steht Hesse in einem fundamentalen konzeptionellen Widerstreit mit der ästhetisch-literarischen Moderne, die den Weg in die Unlesbarkeit gegangen ist und eine elitäre Immunisierung gegen Kritik entwickelt hat. Eine Figur wie Büchners Lenz etwa, mit dem man fast schon habituell die literarische Moderne beginnen lässt, verliert im Laufe des Erzählfragmentes seine Lesbarkeit. Er wird für sich selbst wie für seine Umwelt unbegreiflich und unentzifferbar. Der Text inszeniert Unlesbarkeit als Schizogenese des Menschen, seiner Geschichtlichkeit, und Erzählbarkeit ... Oder wie liest man eigentlich den ‚Ulysses‘? Was heisst hier Lesen? Oder Kafkas ‚Schloss‘: Es ist ein Schloss da, aber kein Schlüssel. Zeichen, aber keine Deutung – und gerade deshalb ein Übermass an Deutungswille. Unlesbarkeit wird durch Unkritisierbarkeit geschützt. Wer sich dieser Entwicklung entgegenstellte, musste als hoffnungslos konservativ und für das Zeitbewusstsein indiskutabel erscheinen. Hiermit wäre Hermann Hesses Position in der ästhetischen Moderne ziemlich genau benannt. Dennoch geht Hesse bewusst den Weg in die andere Richtung: Bei ihm wird aus der Exponiertheit der Figur eine Sinngeschichte, ... die das Welthafte und Sinnvolle gerade angesichts der Sinnkrise beschwört und ins Bild setzt. Was wir bei der Lektüre Hesses erfüllt finden, ist unser phylogenetisch verwurzelter Wunsch, davon zu hören, dass die Welt und der Mensch in einem sinnhaften Bezug zueinander stehen, dass sie miteinander eine Geschichte bilden, die zwar problematisch sein mag, die aber immerhin mit Gewinn lesbar ist.“

Das zeugt, meine Damen und Herren, von einem neuen komparatistischen Problembewusstsein, das auf einen Richtungswechsel des akademischen Umgangs nicht nur mit Hesse, sondern auch mit jener Moderne hoffen lässt, die bisher immer gegen ihn ausgespielt wurde.

Zum Schluss noch eine grundsätzliche Überlegung anlässlich dieser alles in allem doch eher ernüchternden Bilanz der offiziellen Hessebewertung in Deutschland, die einmal mehr das Sprichwort bestätigt, dass der Prophet im eigenen Lande nichts gilt. Aber war nicht gerade das von jeher ein Indiz für Wertbeständigkeit in der Zukunft? Ging es Künstlern wie Johann Sebastian Bach, Mozart, Schubert, William Turner und Van Gogh, Kleist, Mörike oder Büchner, die erst Generationen nach ihrem Tod als

Klassiker akzeptiert wurden, etwa anders? Bei Hesse kommt noch etwas hinzu, was ich seine existenzielle oder religiöse Dimension nennen möchte, nämlich die bereits erwähnte Tendenz aller seiner Schriften, über den blossen Unterhaltungswert hinaus, eine Humanisierung des Menschen zu ermutigen. Wer damit Ernst macht, der war und bleibt den Machthabern aller Zeiten ein Dorn im Auge. Wie oft sind gerade die lautersten Anwälte der Menschlichkeit verfolgt, verbrannt und ans Kreuz geschlagen worden? Wer seinem Gewissen folgt, und Ideale nicht nur als dekorative Lippenbekenntnisse heuchelt, sondern sie zu leben und zu praktizieren versucht, der kommt bei denen, die Fünfe gerade sein lassen und auf ihre Karriere nicht verzichten wollen, in Teufels Küche und wird als Störfaktor empfunden. Das ist Hesse bis auf den heutigen Tag geblieben und gerade das, denke ich, wird ihm seine zeitlose Aktualität sichern.
